

Roger Steer

J. Hudson Taylor
Im Herzen Chinas

clv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 110135 · 33661 Bielefeld

1. Auflage der Lizenzausgabe 2000

© 1990 by OMF Singapur

Originaltitel: A Man in Christ

© der deutschen Ausgabe 1994 by Brunnen Verlag Gießen

© der Lizenzausgabe 2000

by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung e.V.

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Umschlag: Dieter Otten, Gummersbach

Druck und Bindung: Ebner, Ulm

ISBN: 3-89397-612-4

Inhalt

Vorwort	7
Ein Gebet mit Folgen	9
Das Reich der Mitte	18
Auf eigenen Füßen	28
Eine gute Investition	32
Von Wasser und Brot zu Steak und Portwein	41
Vielversprechende Nachrichten	49
Eine lange Reise	57
Auf der Suche nach dem Sinn des Lebens	66
Kein leichter Anfang	71
Ein Lied kann Leben retten	78
Eure Worte sind die Wahrheit	84
Zum Tee beim ehrwürdigen Chen	91
Neue Strategien?	101
Den magischen Ring durchbrechen	108
„Ein Stückchen Himmel“	115
Unruhige Nächte	123
Die Tragödie auf dem Kanal	132
Finstere Pläne	138

Eine wichtige Botschaft	147
Ein Weg mit Hindernissen!	154
Eine sanfte Hand auf seiner Stirn	159
Ein kostbarer Schatz	166
Neue Weichen werden gestellt	177
Brighton wirkt Wunder	185
Einen kühlen Kopf bewahren	195
Am Ufer des Westsees	203
Neues Leben im New Lane	212
Der Gärtner pflückt eine Rose	219
„Ich muß weitergehen!“	228
Aufruhr in Yangzhou	236
Mission mit Kriegsschiffen?	244
Ein neuer Anfang	250
Gott versammelt im Himmel die Menschen, die wir lieben	259
Liebe ohne Eifersucht	266
Höhen und Tiefen	274
Uns hat niemals etwas gefehlt!	282
Ein Traum wird wahr	289
Hudson Taylor wird berühmt	298
Um einiges besser als Cricket	307
Was Gott macht, das macht er schön	318
Mr. Moody wird überstimmt	326
Was Jesus wirklich meinte	335

Die Kraft des Heiligen Geistes	347
Mit der Familie unterwegs	355
Vorurteile überwinden	362
„Was wenig kostet, ist wenig wert“	371
Eine unvergängliche Krone	378
Auf dem Weg in den Himmel	385
Nachwort	393
Dank	397

Vorwort

Den Namen Hudson Taylor verbinden die meisten Christen, die ein Herz für Mission haben, mit der „China-Inland-Mission“, die viele Jahrzehnte Pionierarbeit in diesem riesigen Land geleistet hat.

Manche haben Hudson Taylor als einen Mann des Glaubens und des Gebets in Erinnerung, der für seine ständig wachsende Arbeit mit Hunderten von Mitarbeitern nie um Spenden bat, sondern alle Mittel von Gott erwartete nach dem Grundsatz: „Gottes Arbeit, die auf Gottes Art und Weise getan wird, wird auch immer Gottes Versorgung erfahren.“

Auch sein bekannter Ausspruch „Wir brauchen keinen großen Glauben, sondern Glauben an einen großen Gott“ wird hier und da zitiert. Aber wie dieser Glaube und dieses Vertrauen in dem jugendlichen Hudson Taylor wuchs, erprobt, bewußt trainiert und später dann Jahrzehnte lang in oft äußerst schwierigen und gefährvollen Situationen gelebt wurde, ist weithin in Vergessenheit geraten.

Und genau hier haben wir Christen im 3. Jahrtausend neu von Hudson Taylor zu lernen. Wir stehen in Gefahr zu glauben, dass Gemeindegewachstum und Mission eine Sache des richtigen Managements und der Finanzplanung ist und zerbrechen uns die Köpfe über Risiken und Absicherungen, während unsere Glaubensväter im 19. Jahrhundert auf den Knien lagen und ihr Denken von den Verheißungen Gottes prägen ließen. Das machte sie demütig, von Gott abhängig und bescheiden, – Charakterzüge, die heute leider weithin durch Abwesenheit glänzen.

Als Taylor am Ende seines Lebens in Australien in einer grossen Versammlung als „unser berühmter Freund“ vorgestellt wurde, gab er nach einer kurzen Verlegenheitspause die für ihn

charakteristische Antwort: „Liebe Freunde, ich bin der kleine Diener eines großen Herrn!“ Je besser wir Gott kennenlernen, um so nüchterner wird unsere Selbsteinschätzung. Auch in diesem Bereich ist uns der Blick für vernünftige Proportionen verloren gegangen.

Daher bietet diese Biographie Hudson Taylors nicht nur einen äußerst spannenden Missionsbericht, sondern stellt auch das Denken und Leben des Lesers in das Licht Gottes und ermutigt zugleich, auch in unserer Zeit durch das eigene Leben den Beweis zu liefern, daß man Gott heute noch genau so vertrauen kann wie vor zweihundert oder zweitausend Jahren.

Daß Hudson Taylor auch seine Schwächen, Ecken und Kanten hatte und nicht immer gradlinig seiner biblischen Erkenntnis folgte, wird dem aufmerksamen Leser nicht verborgen bleiben. Auch das zeichnet diese Biographie aus und gibt uns Gelegenheit, nicht nur von seinen Stärken, sondern auch aus seinen Schächen zu lernen.

Schenke Gott, daß diese Lebensgeschichte in jedem Leser den tiefen Wunsch nach einem christusähnlichen und gottgeweihten Leben zur Ehre unseres Herrn weckt.

Wolfgang Bühne

I

Ein Gebet mit Folgen

„Lieber Gott, wenn du uns einen Sohn schenken willst, dann laß ihn für dich in China arbeiten!“

An einem rauhen Abend beteten James Taylor und seine Frau Amelia in dem Raum hinter ihrer Apotheke in Barnsley. In dem Raum stand ein riesiges Regal, dessen Borde unter dem Gewicht unzähliger Bücher geradezu ächzten. Und immer kamen noch mehr dazu. James war von allem begeistert, was mit China zu tun hatte. Es faszinierte ihn, daß Weltreiche wie das persische, das griechische und das römische, die doch so mächtig und unerschütterlich gewirkt hatten, untergegangen waren, das chinesische aber immer noch weiter bestand. Das größte noch existierende Denkmal vergangener Macht und Größe. Doch obwohl nun bereits das 19. Jahrhundert angebrochen war - noch immer hatte kein protestantischer Missionar jemals chinesischen Boden betreten!

Wochen, Monate gingen dahin, und Amelia wurde zusehends runder. Der Winter war vorüber, der Frühling nahte, und am 21. Mai 1832 brachte Amelia mit 24 Jahren ihr erstes Kind zur Welt. Ein Sohn war es, und sie nannten ihn James Hudson Taylor. Hudson, das war der Mädchenname seiner Mutter gewesen.

Beide Familien waren Methodisten. Hudson konnte sich später noch gut daran erinnern, wie er als Junge zur kleinen Kapelle von Pinfold Hill in Barnsley mitgenommen worden war. Sein Urgroßvater, der Steinmetz James Taylor, hatte sie gebaut. Nicht oft genug hatte der Junge die Geschichte hören können, wonach sein Urgroßvater einmal einen überaus

berühmten Gast beherbergt hatte. Im Juni 1786 war John Wesley, damals schon 82 Jahre alt, höchstpersönlich nach Barnsley gekommen und bei der Gelegenheit von James Taylor in dessen Häuschen eingeladen worden. Wesley hatte vor einer großen Menschenmenge ganz in der Nähe des Marktplatzes gepredigt und dabei freudig registriert, daß sie jedes seiner Wort fast zu verschlingen schien.

Das Haus, in dem Hudson seine Kindheit und Jugend verbrachte - Nummer 21 in der Cheapside -, war nicht weit von dem Platz entfernt, an dem Wesley damals gepredigt hatte. Es lag am Dorfanger May Day Green, und an diesem ungemün günstigen Platz hatte sich Hudsons Vater seine gutgehende Apotheke eingerichtet; James Taylor war halb Apotheker, halb Arzt. Schon bald hatte er sich einen guten Ruf erworben. Kein Wunder, ehrlich und fleißig wie er war und stets um seine Patienten bemüht.

Es gab immer viel zu tun in dem Geschäft, das unten im Erdgeschoß lag. Manchmal benutzte James Taylor den Raum hinter der Apotheke auch als Sprechzimmer. Die Patienten vertrauten seinem ärztlichen Rat, vertrauten diesem eher scheuen, stillen Mann. Er half, wo er konnte, und das mit manchmal so ungewöhnlichen Mitteln wie der Hypnose.

Am wohlsten fühlte sich James bei seinen Freunden, für die sein Haus immer offenstand. Sie ereiferten sich dann in hitzigen Diskussionen über den Fortschritt des Methodismus und über die Möglichkeiten missionarischer Arbeit im Ausland. Noch Jahre später erinnerte sich Hudsons Schwester Amelia daran, wie gern Hudson und sie als Kinder bei diesen Gesprächen ihres Vaters und seiner Freunde gelauscht hatten:

„Theologie, Predigten, Politik, der Dienst für den Herrn hier und in anderen Ländern - über alles wurde mit Leidenschaft und Sachverstand gesprochen. Das hat uns Kinder damals sehr beeindruckt.“

Vielleicht unter diesem Eindruck sagte Hudson manchmal:

„Wenn ich groß bin, werde ich Missionar und gehe nach China.“

Dann dachten seine Eltern an ihr Gebet, sahen einander vielsagend an, sagten aber nichts.

Hudson hatte zwei Schwestern – die drei Jahre jüngere Amelia und Louisa, die zur Welt kam, als er acht Jahre alt war. Sein Bruder William, der zwischen ihm und Amelia geboren wurde, starb mit sieben Jahren. Jeden Tag nahm James Taylor seine Kinder mit in sein Schlafzimmer, kniete mit ihnen vor dem Bett nieder, legte seine Arme um sie und betete für jedes von ihnen. Danach gingen Hudson und seine Schwestern in ihre Zimmer und lasen in der Bibel.

„Lernt eure Bibel lieben“, forderte sie der Vater immer wieder auf. „Gott kann nicht lügen. Er führt euch niemals in die Irre. Er läßt euch nie im Stich.“

Nachmittags hatten Amelia, Louisa und Hudson Unterricht in dem Raum hinter der Apotheke. Die Mutter nähte, während die Kinder ihr etwas vorlasen oder schrieben, was sie ihnen diktierte. Und sie war eine sehr strenge Lehrerin. Nichts ließ sie durchgehen – weder einen schlampigen Ausdruck noch grammatikalische Fehler oder gar eine schlechte Aussprache.

James Taylor war ebenfalls streng zu seinen Kindern, manchmal auch aufbrausend. Wehe, wenn einer zu spät zu den Mahlzeiten erschien. Aber er konnte auch ganz anders sein. Wenn er wußte, daß einer seiner Patienten sich die medizinische Behandlung im Grunde nicht leisten konnte, behandelte er ihn fast kostenlos. Dann sagte er: „Schon in Ordnung! Wir schicken die Rechnung in den Himmel und regeln die Sache dort.“

Der Vater brachte den Kindern Französisch, Latein und Rechnen bei. Wenn sie genug gearbeitet hatten, wandte er sich seinem Lieblingsthema zu:

„Welches Reich dieser Erde ist mehr als hundertmal größer als England und nimmt ein Zehntel der bewohnbaren Erdoberfläche ein?“

„China.“

„Richtig! Wenn alle Chinesen in einer Reihe stünden mit jeweils einem Meter Platz zwischen ihnen, so würden sie die Erde am Äquator siebenmal umrunden. Und wer hat das Schießpulver, den Kompaß, das Papier und die Druckerkunst erfunden?“

„Die Chinesen.“

„Richtig! Schießpulver und Papier wurden in China zu Beginn des christlichen Zeitalters erfunden. Während bei uns der Sachsenkönig Athelstan regierte, lernten die Chinesen schon das Drucken.“

Doch James Taylor arbeitete nicht nur mit seinen Kindern. Samstag nachmittags unternahm er lange Spaziergänge mit ihnen - weit hinaus in die ländliche Umgebung ihrer Grafschaft Yorkshire. Hudson und Amelia nahmen ihre Reifen mit, und der Vater vergaß sogar für eine Weile China und erzählte ihnen alles, was er über Schmetterlinge, Vögel und Blumen dieser Gegend wußte.

Hudson begann, die Natur zu lieben; lernte Farne und Blumen anzupflanzen, die er in den Wäldern gesammelt hatte. Sein Vater unterstützte begeistert die Interessen seines Sohnes, abonnierte eine Zeitschrift für Naturgeschichte und sammelte Pillendosen aus der Apotheke, damit Hudson darin Schmetterlinge und Insekten aufbewahren konnte.

Im Herbst 1843, sechs Jahre nach dem Regierungsantritt von Königin Viktoria, betrat der elfjährige Hudson zum ersten Mal eine Schule - allerdings nur für gut zwei Jahre. Dann übernahm ein Direktor die Schule, von dem James Taylor alles andere als begeistert war. Hudson kehrte nach Hause zurück, wo ihn sein Vater weiter unterrichtete und er seinem Vater dafür in der Apotheke half. Der Junge mit dem Lockenkopf und der weißen Schürze lernte Arzneimittel mischen, sie abzuwiegen und zu verpacken.

Hudson war gerade fünfzehn Jahre alt, als in einer Bank in Barnsley eine Ausbildungsstelle frei wurde. Und weil James

Taylor großen Wert darauf legte, daß sein Sohn Konten führen und Geschäftsbriefe schreiben konnte, empfahl er Hudson, sich um diese Stelle zu bewerben. Und Hudson bekam die Stelle tatsächlich.

Die neue Aufgabe brachte ihn mit einer Welt in Berührung, die er von zu Hause nicht kannte. Seine Kollegen in der Bank verspotteten ihn wegen seines Glaubens, drängten ihn mit ihren Argumenten an die Wand. Noch nie hatte jemand so zu Hudson gesprochen.

„Christen sind pure Heuchler“, behaupteten sie. „Angeblich glauben sie an das, was in der Bibel steht. Aber sie leben so, als hätten sie nie darin gelesen!“

Hudson reagierte hilflos. Was sollte er darauf antworten? Stundenlang grübelte er, dachte darüber nach, was seine Eltern ihm beigebracht hatten. Schon in frühester Kindheit hatten sie mit ihm gebetet, hatten in der Bibel gelesen. Jeden Morgen nach dem Frühstück las der Vater etwas aus der Schrift vor. Das war zwar ganz schön, aber danach betete er mindestens zwanzig Minuten lang in einer Sprache, mit der sich Hudson immer weniger anfreunden konnte. Langweilig fand er das alles und den Vater in seinen überschwenglichen Gebeten fast ein bißchen lächerlich.

Aber – so dachte Hudson – wenn es wirklich jemanden wie einen Gott geben sollte, dann wäre es vielleicht doch klüger, ihm zu vertrauen, zu gehorchen und ihm von ganzem Herzen zu dienen. Und in diesem Sinne versuchte Hudson, irgendwie aus sich selbst einen Christen zu machen. Was ihm natürlich nicht gelang! Er begann sich als Versager zu fühlen. Aus welchem Grund auch immer – ich kann nicht gerettet werden, meinte er schließlich. Also genieße ich alle Vergnügungen dieser Welt, denn jenseits des Grabes gibt es für mich ja doch keine Hoffnung.

Er begann, den Gesprächen seiner Kollegen sehr interessiert zu lauschen, die Dinge erzählten, wovon ein Kind aus einer aufrechten methodistischen Familie noch niemals etwas gehört hatte. Er betete nicht mehr, und was sollte er noch in einer Kirche? Hudson wurde – im Tun und Denken – seinen

Kollegen immer ähnlicher. Wenn es stimmte, was sie behaupteten, dann brauchte er sich doch keine Sorgen darüber zu machen, welch schrecklicher Untergang die Gottlosen erwartete.

Im Winter bekam Hudson eine Augenentzündung. Und das bedeutete: Er mußte seine Ausbildung in der Bank nach nur neun Monaten abbrechen. Also arbeitete er wieder bei seinem Vater; kannte nun zwar etwas von der Welt draußen, wußte aber immer weniger, wer er selbst war und was er glaubte. Sein Vater konnte nicht verstehen, weshalb sein Sohn so unglücklich war. Ja, er ärgerte sich über dessen Grübelei. Die Mutter verstand ihn besser. Aber sie wollte ihn nicht ausfragen, sondern behutsam mit ihm umgehen, vor allem für ihn beten.

Einen Monat nach seinem 17. Geburtstag, im Juni 1849, hatte Hudson einen freien Nachmittag. Ein wenig ratlos, was er mit der freien Zeit anfangen sollte, ging er an das riesige Regal mit den Büchern und nahm ein christliches Traktat heraus.

Am Anfang steht meist eine Geschichte, überlegte er sich, und erst am Ende die Moral. Ich werde die Geschichte lesen und die Predigt auslassen.

Hudson wußte nicht, daß seine Mutter, die sich achtzig Kilometer von ihm entfernt bei ihrer Schwester in Barton-upon-Humber aufhielt, an diesem Nachmittag ebenfalls ein paar freie Stunden hatte. Nach dem Mittagessen war sie in ihr Zimmer gegangen und hatte die Tür hinter sich abgeschlossen. Einen merkwürdigen Entschluß hatte sie gefaßt: Sie wollte nicht nur für Hudsons Bekehrung beten, sondern auch so lange in dem Zimmer bleiben, bis sie die Gewißheit hatte, daß ihr Gebet erhört wurde.

Inzwischen hatte Hudson das Traktat mitgenommen und war über den Hinterhof zu dem alten Lagerhaus gegangen, wo er sich oft aufhielt, wenn er ungestört lesen wollte. Das Traktat handelte von einem Kohlenhändler aus Somerset,

der schwer an Tuberkulose erkrankt war. Kurz vor seinem Tode besuchten ihn ein paar Christen und sprachen mit ihm über verschiedene Bibelstellen. Und da gab es einen Vers, von dem der Kohlenhändler ganz besonders beeindruckt, ja betroffen war. In diesem Vers war davon die Rede, daß Jesus unsere Sünden an seinem eigenen Leib ans Kreuz getragen hat. Als die Besucher ihm sagten, daß Jesus am Kreuz „Es ist vollbracht!“ gerufen hatte, da verstand der Kohlenhändler – und wurde Christ.

Es war eine ganz einfache Geschichte, aber sie klang wahr. Wenn er da an all das Gerede seiner früheren Kollegen bei der Bank dachte . . .

Und nun, als Hudson sich in dieser Weise mit dem Traktat beschäftigte, wurde ihm auf einmal seine eigene Sünde bewußt. Er spürte irgendwie, daß er etwas dagegen unternehmen mußte. Die Worte: „Es ist vollbracht!“ trafen auch ihn. Was war vollbracht? Sicher, er hatte schon viele Predigten darüber gehört, sie aber ganz offensichtlich nie ganz verstanden. Doch er hatte nicht vergeblich so viel in der Bibel gelesen. Er konnte sich seine Frage selbst beantworten. „Eine vollständige und vollkommene Sühnung und Vergebung unserer Sünden. Die Schuld hat ein anderer bezahlt. Christus starb für meine Sünden.“

„Was bleibt mir da noch zu tun?“ dachte Hudson. „Was für einen Sinn hatten dann alle meine Anstrengungen, mich selbst zum Christen zu machen?“

Dann war ihm, so beschreibt er es später, „als durchflutete der Heilige Geist meine Seele mit Licht. Ich konnte gar nichts anderes, als auf die Knie zu fallen, diesen Heiland und seine Rettung anzunehmen und ihn auf ewig zu preisen“.

So kniete Hudson Taylor auf dem Boden des Lagerhauses von Barnsley nieder und wurde Christ. Und in ihrem Zimmer in Barton-upon-Humber wußte Hudsons Mutter auf einmal, daß sie nicht länger zu beten brauchte. Sie war sich ganz sicher, daß Hudson bekehrt war – und sie wußte genau: Diese Gewißheit gab ihr der Heilige Geist.

Ein paar Tage später erzählte Hudson seiner Schwester Amelia unter dem Siegel der Verschwiegenheit, was geschehen war. Zu keinem sollte sie davon sprechen. Zwei Wochen später kam die Mutter zurück, und Hudson war der erste, der sie an der Tür begrüßte.

„Mutter, ich habe so eine gute Nachricht für dich!“

Überrauscht schlang Hudsons Mutter die Arme um ihren Sohn.

„Ich weiß, mein Junge! Ich freue mich schon zwei Wochen lang darüber!“

„Hat Amelia also doch ihr Versprechen gebrochen? Und dabei hatte sie mir so fest versprochen, zu keinem Menschen ein Wort davon zu sagen!“

„Amelia hat nichts verraten. Ich habe diese Nachricht auch nicht von irgendeinem anderen Menschen erfahren. Trotzdem weiß ich, wann du bekehrt wurdest. Es ist die Antwort auf meine Gebete.“

Bald darauf fiel Hudson ein Notizbuch in die Hände, das genau wie sein eigenes aussah. Bevor er merkte, daß es seiner Schwester gehörte, hatte er eine kurze Eintragung gelesen, die sie einige Wochen zuvor niedergeschrieben hatte: „Ich werde jeden Tag für Hudsons Bekehrung beten.“ Amelias Gebete waren innerhalb eines Monats erhört worden.

Der Sommer 1849 war eine glückliche Zeit für die Taylors. Hudsons Augen blickten wieder klar und zuversichtlich in die Zukunft, und die Spannungen zwischen Vater und Sohn gab es nicht mehr. Wie dankbar waren Mutter und Tochter. Immer enger, immer inniger wurde das Verhältnis zwischen Hudson und seiner Schwester Amelia. So beschlossen sie; sonntags abends nicht mehr zum Gottesdienst, sondern in die ärmeren Viertel von Barnsley zu gehen. Sie wanderten von Haus zu Haus, verteilten Traktate, sprachen manchmal über ihren Glauben an Christus.

Doch dann schien alles vergeblich. Amelia wurde nach Barton-upon-Humber auf ein Internat geschickt, das Frau

Hodson, die Schwester ihrer Mutter, leitete. Dafür kam John, der älteste Sohn der Tante, als Lehrling zu seinem Onkel James nach Barnsley. Er und Hudson wohnten nun in einem Zimmer. Johns fröhliche und ausgelassene Art wollte so gar nicht zu Hudson passen, der die Ruhe und Stille suchte.

Dennoch – obwohl er von John oft unterbrochen wurde, begann Hudson seine Bibel regelrecht zu verschlingen. Doch dann geriet er in eine Krise: Das Beten fiel ihm immer schwerer, und die Bibel erschien ihm wieder einmal fad und langweilig.

Drei Dinge halfen ihm schließlich, diese schwierige Zeit zu überwinden. Ein Artikel im „Wesleyan Magazine“ über „Die Schönheit der Heiligung“. Nachdem er ihn gelesen hatte, erschien das Gute für Hudson wieder erstrebenswert. Dann bekam er als neues Gemeindemitglied eine Karte mit dem Text von Hesekeil 36,26: „Ich will euch ein neues Herz und einen neuen Geist in euch geben und will das steinerne Herz aus eurem Fleisch wegnehmen und euch ein fleischerne Herz geben.“

„Lieber Herr“, betete Hudson damals, „bitte, nimm mein steinernes Herz weg und gib mir ein fleischerne Herz! Hilf mir, den Verheißungen deines Wortes zu vertrauen!“

Und schließlich fand in der Pitt-Street-Gemeinde eine Evangelisation statt, bei der Hudson helfen sollte. Während dieser Veranstaltung wurden Hunderte Christen.

Am Sonntag mußte Hudson wegen einer Erkältung zu Hause bleiben. Er nutzte die Gelegenheit und schrieb einen Brief an die geliebte Schwester nach Barton-upon-Humber. „Gott sei Dank bin ich sehr glücklich in Seiner Liebe“, berichtete er darin. „Aber ich habe all Seine Segnungen nicht verdient. Wie oft kann ich der Versuchung nicht widerstehen! Du weißt, wie sehr ich zur Oberflächlichkeit neige, wie oft ich nur mein Vergnügen suche, wie gern ich mich über andere lustig mache. Bete für mich, liebe Amelia, bete für mich! Ich bin noch so weit entfernt von aller vollkommenen Heiligung.“

An jenem Abend ging er in sein Zimmer, sprach lange mit Gott und versuchte, auf ihn zu hören. Er fühlte die Gegenwart Gottes – stark und voller Freude. Immer wieder dankte er Jesus für das, was er für ihn getan hatte.

„Lieber Gott“, betete er, „bitte gib mir eine Arbeit, die ich für dich tun kann. Ich möchte dir meine Liebe und Dankbarkeit zeigen.“

Jetzt wurde ihm unmißverständlich klar, wo er nach Gottes Willen den Rest seines Lebens verbringen sollte. „Es war, als würde ich einen Bund mit dem Allmächtigen schließen. Es schien mir unmöglich, mein Versprechen zurückzunehmen. Etwas schien mir zu sagen: ‚Dein Gebet ist erhört.‘ Und von diesem Augenblick an bin ich immer der festen Überzeugung gewesen, daß ich nach China gehen sollte.“

2

Das Reich der Mitte

Die Ausbreitung des Evangeliums in China war von allem Anfang an ein Abenteuer gewesen. Im Jahre 431 n. Chr. wurde Nestorius als Ketzer verurteilt, doch schon gegen Ende des 5. Jahrhunderts war die persische Kirche offiziell nestorianisch. Diese Nestorianerkirche breitete sich immer weiter in Richtung Osten aus. 635 drang der nestorianische Christ A-lo-pen bis nach China vor, bis in die Hauptstadt des Tang-Reiches. Der Kaiser empfing ihn freundlich, wollte alles über das Christentum hören. Was er hörte, gefiel ihm, und deshalb ordnete er an, daß dieser Glaube in seinem Reich verbreitet werden sollte.

Mehr als zwei Jahrhunderte hielt sich das nestorianische Christentum in China. In einem Land, das vom Buddhismus geprägt war, lebte diese Form des Christentums vor

allem in Klöstern, doch reichte der Einfluß der Mönche wahrscheinlich kaum über die Mauern ihrer Klöster hinaus.

In große Bedrängnis gerieten die Nestorianer im Jahre 845, als ein anderer Tang-Kaiser das Mönchtum zu bekämpfen begann. Die christliche Religion wurde verboten, alle Klöster mußten aufgelöst werden, die Mönche ins zivile Leben zurückkehren. Mehrere Jahrhunderte lang konnte man kaum noch von einer christlichen Kirche in China sprechen. So berichtete ein Mönch, der 987 nach Europa zurückkehrte, er könne im ganzen chinesischen Reich keine Christen finden.

Im 13. Jahrhundert eroberte der Mongolenherrscher Dschingis-Khan Nordchina. Er befahl, daß alle Religionen gleichermaßen respektiert werden müßten. Also konnte auch die Nestorianerkirche in ganz Zentralasien wieder aufgebaut werden, und im Jahre 1275 wurde in Peking, der neuen Hauptstadt des Dschingis-Khan-Enkels Kublai Khan, sogar ein Erzbischof eingesetzt.

Zu jener Zeit bereiste der Entdecker Marco Polo mehrmals China. Auf dem Rückweg von ihrer ersten Chinareise überbrachten Marco Polo und sein Onkel dem Papst eine Botschaft des Kublai Khan. Darin bat der Kaiser um eine Gesandtschaft von hundert christlichen Gelehrten. Sie sollten „den Gelehrten im Reich des Kublai Khan in einem Streitgespräch beweisen, daß der Glaube, den die Christen vertreten, jedem anderen überlegen ist und auf eindeutigeren Beweisen als alle anderen beruht“.

Zwanzig Jahre vergingen, bevor die Bitte des Kaisers erfüllt wurde. Dann sandte der Papst Johannes von Monte Corvino nach China. Johannes kam um 1294 in Peking an und wurde von Kublai Khans Nachfolger Timur aufs herzlichste begrüßt. Es gelang dem Gesandten des Papstes zwar nicht, den Kaiser zu bekehren, weil dessen Herz „durch den Götzendienst allzu sehr erkaltet war“. Aber er baute eine Kirche und behauptete, bis zum Jahre 1305 sechstausend Menschen getauft zu haben. Papst Clemens V.

ernannte Johannes zum Erzbischof, doch nach Johannes' Tod im Jahre 1328 setzten wieder zwei Jahrhunderte des Niedergangs für die christliche Kirche in China ein.

1557 gelang es den Portugiesen, sich in der kleinen Siedlung von Macao in der Nähe Hongkongs niederzulassen. Die Kolonie wurde zum Ausgangspunkt für viele missionarische Unternehmungen, auch der des Jesuiten Matteo Ricci, einem der berühmtesten römisch-katholischen Missionare im Osten. 1600 kam Ricci nach Peking und gewann durch seine ungewöhnlichen Fähigkeiten als Uhrmacher und Landkartenzeichner die Gunst des Kaisers. Ricci blieb zehn Jahre lang in der Hauptstadt, und in dieser Zeit entstand eine Gemeinde mit zweitausend Mitgliedern; Adlige und berühmte Gelehrte gehörten dazu. Zum ersten Mal gab es auch eine chinesische Liturgie sowie chinesische christliche Literatur.

Wie viele andere Missionare nach ihm hatte auch Ricci ganz besonders mit zwei Problemen zu kämpfen: Welche chinesischen Wörter gab es für christliche Begriffe, und wie ließen sich alte chinesische Bräuche mit dem christlichen Glauben in Einklang bringen? Wenn das Christentum für die Chinesen überhaupt annehmbar sein sollte, mußte es „chinesisch“, aber nicht „ausländisch“ sein. Doch das war leichter gesagt als getan.

Nach langem Studieren und Nachdenken kam Ricci zu dem Schluß, daß die chinesischen Riten, mit denen Konfuzius und die Familie geehrt wurden, keine geistliche Bedeutung hatten. Also brauchte – wer sich zum Christentum bekehrte – auf diese Riten nicht zu verzichten. Und damit konnte Ricci den chinesischen Christen selbst die Entscheidung überlassen, was sie tun wollten und was nicht.

Riccis Nachfolger war der deutsche Jesuit Johann Adam Schall von Bell, der 1622 in Peking eintraf. Schall war ein kluger Mann; ein Astronom, der Sonnen- und Mondfinsternisse voraussagen konnte und sogar in den Kreis der

Gelehrten berufen wurde, der für Kalenderberechnungen zuständig war.

Die christliche Gemeinde wuchs beständig. Immer mehr Menschen ließen sich taufen, auch eine Frau des Kaisers mit ihrem Kind. Schall überlebte das Ende der Mingdynastie, weil er die Mandschu-Eroberer davon überzeugen konnte, daß er unentbehrlich war.

Während des 17. Jahrhunderts gelangten weitere Orden – vor allem die Franziskaner und Dominikaner – nach China und konnten dort in ihrer missionarischen Arbeit Erfolge verzeichnen. Seit 1674 gab es den ersten chinesischen Bischof. Doch immer wieder kam es zum Streit darüber, welche chinesischen Begriffe für das Wort „Gott“ in der Liturgie einzusetzen seien und wie weitgehend chinesische Christen die traditionellen Bräuche praktizieren durften. Die Beziehungen zwischen dem Vatikan und der chinesischen Kirche wurden immer gespannter.

Im 18. Jahrhundert nahm die Verfolgung der Christen in China zu. Immer weniger Menschen trauten sich, den Gottesdienst zu besuchen, viele Kirchen wurden zerstört. Und so war gegen Ende des Jahrhunderts die Arbeit der römisch-katholischen Missionare in China praktisch unmöglich geworden, auch wenn einige im Verborgenen weiterarbeiteten und dabei oft ihr Leben riskierten.

Hudson Taylors Vater muß seinem Sohn oft von Robert Morrison erzählt haben, dem ersten protestantischen Missionar in China. Er war im September 1807 mit einem amerikanischen Schiff nach Guangzhou (dem früheren Kanton) gekommen. Ziemlich lange mußte er in einem Versteck leben, doch 1809 wurde er dann als Dolmetscher bei der Ostindischen Kompanie angestellt. Das gab ihm Schutz und – ein festes Einkommen. Im Laufe der Zeit entwickelte er sich zum Experten für chinesische Literatur und Weisheit, „einer der größten Gaben, die Gott jemals einem Volk schenkte“.

Mehr als 25 Jahre blieb Morrison in Guangzhou, dem einzigen Ort Chinas, an dem sich Europäer längere Zeit behaup-

ten konnten. Morrison war fest davon überzeugt, daß die Chinesen Christus brauchten. Und deswegen arbeitete er lange und hart, um die chinesische Kultur und Sprache besser zu begreifen. Denn nur so – dessen war er ganz sicher – konnte das Evangelium wirksam verkündet werden.

1814 wurde der erste von Morrison bekehrte Chinese getauft, und 1819 hatte Morrison die ganze Bibel ins Chinesische übersetzt; danach vollendete er sein großes chinesisches Wörterbuch. Immer mehr Chinesen bekehrten sich, einer von ihnen arbeitete als Evangelist unter seinen Landsleuten.

Doch als Morrison 1834 starb – zwei Jahre alt war Hudson Taylor damals –, da stand es um die Evangelisation Chinas ebenso schlecht wie bei seiner Ankunft. Nur drei weitere Missionare waren in der Zwischenzeit nach China gekommen, um Gott dort zu dienen. Walter Medhurst, ein Drucker, reiste seit 1817 im Inneren Chinas, wo er christliche Literatur in chinesischer Sprache verteilte. Dr. Wells Williams, der ab 1833 viele Jahre in China arbeitete, schrieb ein zu seiner Zeit vielbeachtetes Buch mit dem Titel „The Middle Kingdom“ (Das Reich der Mitte). Schließlich eröffnete noch ein amerikanischer Chirurg, Peter Parker, eine Augenklinik in Guangzhou. Mit seiner Arbeit trug er viel dazu bei, die Vorurteile der Chinesen den Missionaren gegenüber abzubauen.

Hudson Taylor war noch ein sehr junger Mann, als Karl Gützlaff in England von sich reden machte. Er war Mitglied der Holländischen Missionsgesellschaft und später Dolmetscher für die Britische Regierung in Hongkong. Seine Bücher rüttelten viele Christen auf, und von seinen Fahrten entlang der chinesischen Küste berichteten Händler, Schiffsoffiziere und Politiker. Ideenreich, ja phantasievoll überlegte er sich immer neue Wege, wie die Chinesen selbst das Evangelium in alle achtzehn Provinzen ihres Landes bringen konnten. Unter anderem gründete er dafür einen Verein, die „Chinese Christian Union“, um im Landesinneren Chinas Bibeln zu verteilen und die Menschen zu unterweisen.

Doch aller Einsatz schien vergebens. Gützlaff wurde von

seinen chinesischen Evangelisten bitter enttäuscht. Fast alle betrogen ihn und waren opiumsüchtig. Sie schrieben Berichte über Reisen, die sie nie unternommen hatten, legten Listen von Bekehrten vor, die es gar nicht gab. Gützlaff, der von all diesen Vorgängen offenbar tatsächlich nichts wußte, war zutiefst betroffen, als der Skandal ans Tageslicht kam. Zwar wollte er seine Arbeit noch neu organisieren, doch er starb, bevor er etwas erreicht hatte.

Die Chinesen verhielten sich Ausländern gegenüber unverändert feindlich, und das bedeutete, daß kaum jemand das Land jenseits von Guangzhou betreten konnte. Ein halbes Jahrhundert lang hatten die Christen in England darum gebetet, als Missionare in China freier arbeiten zu können. Aber erst als die westlichen Nationen wirtschaftlichen und politischen Druck auf China ausübten, wurde das möglich. Der erste „Opiumkrieg“ zwischen England und China brach 1839 aus, weil die Briten darauf bestanden, auch weiter indisches Opium gegen den Willen der chinesischen Regierung nach China zu importieren. Natürlich gab es noch andere Gründe: zum Beispiel die Einschränkung des Außenhandels durch die Chinesen, ihre mangelnde Bereitschaft, sich an vertragliche Verpflichtungen zu halten, und ihre Unduldsamkeit Ausländern gegenüber.

Der Krieg endete 1842 mit der Unterzeichnung des Vertrages von Nanjing, der den Europäern in China einige Vorteile sicherte. So wurde Hongkong zur britischen Kolonie, fünf „Vertragshäfen“ – Guangzhou, Xiamen (Amoy), Fuzhou, Ningbo und Shanghai – wurden geöffnet. In ihnen durften Ausländer leben. Vor Gericht wurde Ausländern das Recht zugebilligt, nach ihren eigenen Gesetzen verurteilt zu werden, und sie bekamen Richter und Anwälte ihres jeweiligen Landes. In jedem Vertragshafen residierten Konsuln, die den hohen chinesischen Beamten, den Mandarinen, vom Rang her gleichgestellt waren. Den britischen Staatsbürgern wurde zumindest auf dem Papier garantiert, daß sie frei von „Belästigungen und Einschränkungen“ sein sollten. Im religiösen Bereich freilich regelte der Vertrag kaum etwas. Klar

war lediglich, daß die Missionare ebenso wie die Händler fest entschlossen waren, die neuen Privilegien zu nutzen. Natürlich waren die Missionare alles andere als kriegsbegeistert, aber sie meinten dennoch, daß Gott dieses beklagenswerte Ereignis dazu gebraucht hatte, um China für das Evangelium zu öffnen. Später freilich war die Vorstellung der Chinesen, daß die Missionare und das Christentum im Fahrwasser von Kriegsschiffen nach China gekommen waren, für deren Arbeit eher hinderlich.

Als die britischen Christen von dem Vertrag erfuhren, erkannten sie sofort, welche Möglichkeiten sich ihnen jetzt boten. Die Tür stand offen! Missionare konnten Chinesisch auf chinesischem Boden lernen, sie konnten sogar Häuser, Schulen, Krankenhäuser und Kirchen in den britischen und ausländischen Siedlungen der Vertragshäfen bauen.

Beeindruckt von den neuen Möglichkeiten, auch von Gützlaffs Gedanken und dessen Energie, gaben britische Geschäftsleute eine neue Zeitschrift heraus: „The Gleaner in the Missionary Field“ (Der Ährenleser auf dem Missionsfeld). Sie hatte nur eine Aufgabe: die überseeische Mission zu fördern. Schon von ihrer ersten Ausgabe an (März 1850) gehörte diese Zeitschrift zur Pflichtlektüre im Hause Taylor. Hudson entdeckte zudem eine überkonfessionelle Gesellschaft, die in London gegründete „Chinese Association“. Ziel dieser Gesellschaft war es, chinesische Evangelisten anzustellen und mit bereits bestehenden Missionen bei der Ausbreitung des Evangeliums im bis dahin noch unerreichten Landesinneren Chinas zusammenzuarbeiten.

Hudson schrieb an den Sekretär der Gesellschaft und bat ihn darum, ihm alles zu schicken, was helfen könnte, die Arbeit der Gesellschaft in seinem Freundeskreis bekannt zu machen.

Als Hudson erfuhr, daß der Pfarrer einer Gemeinde in Barnsley das Buch des Druckers Medhurst besaß: „China: Its State and Prospects“ (China heute und seine Aussichten für die Zukunft), beschloß Hudson, das Buch auszuleihen.

„Natürlich gebe ich Ihnen das Buch sehr gerne“, sagte der

Pfarrer. „Aber wenn ich fragen darf, weshalb interessieren Sie sich denn so dafür?“

„Gott hat mich berufen, mein Leben im Missionsdienst für China zu verbringen“, antwortete Hudson ohne auch nur einen Augenblick zu zögern.

„Und wie wollen Sie nach China kommen?“ fragte der Pfarrer etwas erstaunt.

„Das weiß ich jetzt noch nicht. Aber vielleicht sollte ich so gehen wie die zwölf und die siebzig Jünger nach Judäa gegangen sind – ohne Stock, Tasche, Essen oder Geld. Nur im Vertrauen auf ihn.“

Sanft, tröstend legte da der Pfarrer seine Hand auf Hudsons Schulter. „Ach, mein Junge, wenn Sie einmal älter sind, werden Sie auch einsichtiger sein als jetzt. Eine solche Idee wäre ja ganz schön und gut gewesen in den Tagen, als Christus noch auf der Erde lebte. Aber heute . . .?“

Noch viele Jahre später erinnerte sich Hudson an dieses Gespräch. „Ich bin inzwischen zwar älter geworden, aber überhaupt nicht einsichtiger. Mehr denn je bin ich davon überzeugt: Wenn wir uns nur vertrauensvoller von den Weisungen unseres Herrn und dessen Zusagen leiten ließen, die er seinen ersten Jüngern gab, so würden wir sehr bald feststellen, daß sie für unsere Zeit ebenso gelten wie für die Zeit Jesu.“

Medhurst betonte in seinem Buch immer wieder, wie wichtig medizinische Kenntnisse bei der Mission seien. Und so beschloß Taylor, sich bei der Vorbereitung auf die Arbeit in China auf das Medizinstudium zu konzentrieren. Außerdem begann er, seinen Körper zu trainieren, verzichtete auf sein Federbett und andere Bequemlichkeiten, um sich besser auf ein Leben in China vorzubereiten.

Mit großer Begeisterung begann er mit dem Studium der chinesischen Sprache. Für diese Aufgabe brauche man „einen Körper aus Stahl, Lungen aus Edelstahl, einen Kopf aus Eichenholz, Hände aus Eisen, die Augen eines Adlers, das Herz eines Apostels, das Gedächtnis eines Engels und